

# I Zwischen nationaler und europäischer Identität

Wenn man vor 100 Jahren von einer Vereinigung Europas träumte, stand nicht eindeutig fest, wie man den Gegenspieler, die Alternative zu Europa, bestimmen sollte: War es der Staat oder die Nation? Heute, nachdem fast alle europäischen Staaten Nationalstaaten geworden sind, haben wir es mit einem Spannungsfeld zwischen Europa und Nation zu tun. Oft wird deswegen der Nationalismus als Gegner oder Alternative zu Europa gesehen. In der sogenannten konstruktivistischen Sicht ist die Nation ja eine Schöpfung des Nationalismus.

Dies kann allerdings eine irreführende Sicht werden, insbesondere dann, wenn man den Nationalismus im breiten, vagen („neutralen“) Sinn des Wortes versteht. Denn durch die Abschaffung oder Überwindung des Nationalismus – so lehrt die tagtägliche Praxis – wird die Nation als soziale Großgruppe gleichberechtigter Staatsbürger weder überwunden noch aufgehoben. Im politischen Vokabular lebt weiterhin die Vorstellung von (realen oder virtuellen) nationalen Interessen, und täglich erlebt man, dass in der Bevölkerung die nationale Identität als die dominierende gilt. Damit soll gesagt werden, dass die Tatsache, dass man zu einer Nation gehört und dies als ein Positives empfindet, nicht mit dem Etikett „Nationalismus“ versehen werden kann und soll.

Die folgenden Überlegungen gehen davon aus, dass für die Analyse der Beziehungen zwischen Europa und Nation der Terminus „Identität“ im Sinn einer Gruppenidentität eindeutig besser passt und deshalb weiterhin benutzt wird. Es handelt sich hier um eine Spannung zwischen zwei Identitäten, die sich allerdings nicht ausschließen, sondern miteinander vereinbar sind. Die reiche Literatur zum Thema nationale vs. europäische Identität ist kaum überschaubar. In diesem Essay wird das Thema auf die Bedeutung der *historischen Dimension* eingegrenzt. Es soll geprüft werden, inwiefern die Untersuchung der Vergangenheit beider Entitäten und die Reflexion dieser Vergangenheit zum besseren Verständnis der heutigen

nationalen und europäischen Identität und eventuell auch ihrer Zukunft beitragen könnte.

Von den beiden ist die nationale Identität viel älter und auch tiefer sozial verwurzelt als die europäische. Schon bei dieser banalen Feststellung ergibt sich die erste Frage: Welche Lehre kann aus der kausalen Untersuchung der in der Vergangenheit gelungenen Formierung nationaler Identitäten für die Ansätze zur europäischen Identität gezogen werden? In der modernen Geschichte jeder Nation findet sich eine Periode der Verbreitung nationaler Identitäten: eine Zeit also, in der man sich zielstrebig bemühte, die nationale Identität den breiten Schichten der Bevölkerung annehmbar zu machen und die Nation zum allgemein anerkannten Wert zu erheben. Dies gilt nicht nur für die nationalen Bewegungen, sondern auch für die alten, aus der Frühen Neuzeit stammenden Staatsnationen.

Diese neu angebotene und zugleich mit dem Terminus „Nation“ neu definierte Identität war keineswegs eine reine Konstruktion beziehungsweise nur Wunschtraum der Intellektuellen, sondern hatte organische Wurzeln. Sie entstand unter den Umständen der Suche nach neuen Werten und Beziehungen unter den Bedingungen der Identitätskrise infolge des ansetzenden Zerfalls des Ancien Régime. Dabei wirkte sowohl die sich durchsetzende Idee der bürgerlichen Gleichheit mit als auch das aufgeklärte Ideal des Patriotismus mit seiner Verantwortung gegenüber dem Vaterland und die Vorstellung, dass man durch die Arbeit für die Nation nicht nur dieser Nation, sondern zugleich auch der Menschheit, der Humanität nutzt. Die Verpflichtung, der eigenen Nation zu dienen, bedeutete also, dass die nationale Identität von Anfang an eine erzieherische beziehungsweise ethische Sendung besaß, zugleich aber auch eine disziplinierende Wirkung ausübte.

Das war jedoch nur die subjektive Seite des Prozesses. Seine objektive (das heißt von den Wünschen der Menschen unabhängige) Seite bestand darin, dass es ethnische, administrative, historische, wirtschaftliche und manchmal sogar geographische Bedingungen gab, durch welche die nationale Gemeinschaft potenziell geprägt war und auf die sich die neue nationale Identität stützen konnte.

Im Fall der alten Staatsnationen wie Frankreich oder England war der staatliche Rahmen eine selbstverständliche Grundlage für die Vorstellung einer nationalen Gemeinschaft auf der Basis nationaler Identität gleichberechtigter Bürger. Im Fall der nationalen Bewegungen brauchte man für die Ausbreitung, beziehungsweise Aufnahme einer neuen Identität eine

intensive nationale Agitation, denn die Nation in spe konnte nur dann zur realen sozialen Gruppierung werden, wenn diese Agitation erfolgreich war.

Diese ausführliche Schilderung war notwendig, um deutlich zu machen, dass der sich in der Gegenwart formierenden europäischen Identität viele dieser Vorbedingungen der nationalen Identität fehlen. Europa ist zwar geographisch ziemlich gut abgegrenzt und auch wirtschaftlich zusammengewachsen, aber seine Bevölkerung bildete in der Vergangenheit weder eine ethnische noch eine administrative Gemeinschaft. Der Hinweis auf das gemeinsame christliche Erbe findet in der säkularisierten Gesellschaft vorläufig nur ein schwaches Echo. Auch besitzt Europa bei weitem nicht jenen starken moralischen Imperativ, und auch der humanistische Impetus der europäischen Identität, sofern es ihn überhaupt gibt, wirkt unter ganz anderen Koordinaten, als das zur Zeit der aufkommenden nationalen Identität der Fall war. Die europäische Identität kennt demzufolge – im Unterschied zur nationalen – keine tiefen historischen Wurzeln und besitzt (vorläufig?) nur ein schwaches emotionales Potential.

## **Nationale Identität als Model für die europäische?**

Versuchen wir jetzt, einige jener Faktoren und Bedingungen, die für den Erfolg der nationalen Identität im 19. Jahrhundert entscheidend waren, eingehend mit der heutigen Lage der europäischen Identität zu vergleichen.

Erstens: Jede nationale Identität war von Anfang an durch die *Abgrenzung gegenüber den „anderen“* gekennzeichnet. Diese waren in meisten Regionen ziemlich einfach zu erkennen, und je mehr diese Abgrenzung durch vermeintliche oder tatsächliche Feindschaft und das Gefühl der Bedrohung potenziert wurde, desto stärker bildete sich die nationale Identität. Wer sind aber die für die Identität so wichtigen „anderen“ für das heutige Europa? Bis zum Fall des Eisernen Vorhangs wirkten der Sowjetblock beziehungsweise die UdSSR ziemlich effektiv als eine Gefahr, durch welche die Einheit und Solidarität Europas (als „Abendland“ verstanden) verstärkt wurde. Dies wirkt aber immer weniger fort oder gar nicht mehr. Die USA als den „anderen“ wahrzunehmen, verstieß gegen die Prinzipien der politischen Korrektheit, und so bleibt nur die Welt des Islam. Die Parallele zum 19. Jahrhundert kann auch im wirtschaftlichen Bereich erkannt werden: Wenn der Hinweis auf gemeinsame wirtschaftliche Interessen für das

Wohl der Nation (natürlich handelte es sich nur um einen kleinen Teil der Nation – die Unternehmer) als eine Begründung der nationalen Identität beziehungsweise Solidarität galt, werden ähnliche Argumente auch heute für den Zusammenhalt Europas benutzt.

Zweitens: Die sich vertiefende *soziale Kommunikation* gehörte zu den wichtigsten Faktoren erfolgreicher nationaler Agitation, das heißt der Verbreitung nationaler Identitäten. Zu ihren Bedingungen gehörte ein gewisses Niveau sowohl der Schulbildung als auch der Marktbeziehungen und allgemeiner gesehen der sozialen Mobilität. In dieser Hinsicht scheint die europäische Identität dank der Entfaltung der Massenmedien ideale Bedingungen zu haben. Es ist allerdings zu fragen, wie weit der Umfang der für die europäische Identität relevanten Informationen reicht, die durch diese Medien vermittelt werden. Und auch, inwiefern die Bevölkerung einzelner Länder für die Aufnahme dieser neuen Informationen vorbereitet ist.

Drittens: Die Formierung moderner Nationen war durch *soziale Emanzipation* der bisher untertänigen Bevölkerung ermöglicht. Sie entstand als ein Teil dieser Emanzipation von feudalen Bindungen und Privilegien, ein Teil des Prozesses auf dem Weg vom Untertan zum Bürger, von der Welt der Privilegien zur Welt der – in der Nation verwirklichten – bürgerlichen Gleichheit. Auch hier suchte man mit guten Gründen Argumente für die Nation als „Wert an sich“. Nationale Identität war zugleich ein Ausdruck der sozialen Befreiung und der politischen Gleichberechtigung. Diese Prozesse sind im heutigen Europa bis auf kleine Ausnahmen nicht mehr aktuell, die Lösungen der sozialen beziehungsweise politischen Emanzipation leben daher weiterhin im öffentlichen Raum als verbale Instrumente der europäischen Agitation, deren Wirksamkeit in der Rolle einer Grundlage der europäischen Identität erst übergeprüft werden müsste.

Viertens: Die *ethnischen Wurzeln* der Nation sind manchmal in Frage gestellt worden, aber diese Skepsis gilt nur für einige wenige Fälle, eher Ausnahmen, während die Mehrzahl der europäischen Nationen ihre Identität neben anderem durch die Gemeinsamkeit der Sprache definiert. Auch heute legitimiert erst die Kenntnis der Nationalsprache die Mitgliedschaft zu einer Nation und oft sogar auch das Staatsbürgertum. Es ist für unsere Zusammenhänge nicht wichtig, dass die Bedeutung der Sprache zum Beispiel für die französische Identität anders begründet war als für die deutsche und wieder anders für die tschechische Identität. Immer deutlicher wurde die moderne Nation als eine Gemeinschaft verstanden (und prakti-

ziert), deren Mitglieder untereinander dank der sprachlichen Homogenität besser kommunizieren als mit Mitgliedern anderer Gemeinschaften. Die Sprache und die damit verbundene Kultur ist sowohl in Frankreich als auch in Mittel- und später auch in Osteuropa zum emotional gefärbten Symbol der nationalen Identität geworden – und bis heute ist viel davon geblieben.

Fünftens: Ganz im Gegensatz dazu entwickelt sich die europäische Identität als eine Alternative zu nationalen Gemeinschaften, also an den ethnischen Bindungen vorbei, und sie hat keine Möglichkeit, das *emotionale Potential der Sprache* zu nutzen. Die transnationale Kommunikation im europäischen Raum ist durch Sprachenkenntnisse limitiert und wird bestenfalls durch die englische *lingua Franca* vermittelt. Sie besitzt – im Unterschied zur jeweiligen Muttersprache – allerdings kein emotionales Potenzial und kann also nicht eine integrierende soziale Funktion erfüllen und als ein Bindeglied dienen. Die Losung einer „Einheit in Vielfalt“ klingt zwar dem europhilen Ohr sehr sympathisch, beabsichtigt jedoch nicht, die Realität der sprachlich bestimmten Gemeinschaften und Kulturen abzuschaufen.

Sechstens: Die nationale Identität im Europa des 19. Jahrhunderts war immer eine *historische*. Das entsprach auch dem historizistischen Charakter der damaligen Gesellschaft. Die Mitglieder der Staatsnationen haben es als eine Selbstverständlichkeit betrachtet, dass sie eine ältere Geschichte besaßen, aber auch jede nationale Bewegung hat schon während der Phase der nationalen Agitation ihre nationale Geschichte konstruiert, um sich selbst als lebensfähig zu legitimieren. Europa besitzt zwar, analogisch wie die Nation, sehr viele Gemeinsamkeiten in seiner politischen und kulturellen Geschichte, aber es besteht der begründete Verdacht, dass diese Gemeinsamkeiten im Geschichtsbewusstsein seiner Völker kaum Resonanz finden. Auch das unterscheidet die europäische von der nationalen Situation, wo gemeinsame Herkunft und gemeinsame Geschichte, beziehungsweise die Vorstellung einer solchen, von Anfang an identitätsstiftend wirkt.

## **Gemeinsames Geschichtsbild als Bedingung für die europäische Identität?**

Damit komme ich zum zentralen Problem dieser Überlegungen: Welche Rolle spielt die Vergangenheit als eine der wichtigsten Grundlagen der gegenwärtigen Identitäten, sowohl der europäischen als auch die der ein-

zelen Nationen. Dabei wird die *Rolle der Geschichte* für die Formierung moderner Nationen als Ausgangspunkt untersucht. Man sollte zwei Perspektiven unterscheiden obwohl sie miteinander verknüpft waren. Die Perspektive „von oben“ beobachtet vor allem die Absichten und Resultate der patriotischen Bemühungen, ein nationales Geschichtsbild zu schaffen und zu anzubieten. Die Perspektive „von unten“ fragt und untersucht, inwiefern die vorgelegten historischen Konzepte in das Geschichtsbe-wusstsein der Bevölkerung eindringen um dort akzeptiert oder reflektiert wurden.

Zuerst also die Perspektive „von oben“ – jene der Intellektuellen und ins-besondere der Historiker. Warum war das Konstrukt der nationalen Ge-schichte so wichtig für jede sich etablierende Nation Europas? Die Nation war im 19. Jahrhundert, wie wir wissen, personalisiert. Die personalisierte Nation hatte nicht nur ihre territorialen Ausmaße, einen „Körper“, son-derm auch eine „Seele“ beziehungsweise eine Idee, und zu dieser gehörte das Gedächtnis der vergangenen Zeiten der Nation – seien es glorreiche Episoden oder Perioden des gemeinsamen Leidens. Als Modell dienten wohl die Konstrukte der Nationalgeschichte der westeuropäischen Staats-nationen, für deren Mitglieder die Geschichte als Grundlage der nationa-len Stereotype und als Quelle des nationalen Stolzes wirkte. Die alte Staat-lichkeit oder wenigstens ein gemeinsames Schicksal, gemeinsame Herkunft, allgemein anerkannte Stereotype und Helden – das alles war als Argument für die Begründung der nationalen Existenz allgemein aner-kannt.

Es ist sicher kein Zufall, dass an der Schwelle der Formierung moderner Nationen fast immer wenigstens eine großzügig angelegte Synthese der nationalen Geschichte entstand, die früher oder später zur Grundlage der nationalen „Meistererzählung“ wurde. Dies gilt sowohl für die etablierten Staatsnationen wie auch für die Nationen ohne Staat. Durch den Beweis uralter gemeinsamer Vergangenheit sollte zugleich – im Sinn des damals allgemein akzeptierten Perennialismus – das frühere „Leben“ der Nation und daher ihre Existenzberechtigung belegt werden. Zugleich sollten selbst die Mitglieder der modernen Nation verstehen, dass sie zu einer Gemeinschaft gehörten, welche quasi „ewig“ ist und ihnen damit auch eine gewisse Teilnahme an der „Unsterblichkeit“ anbietet. In heutigen Termini ausgedrückt, bedeutete dieses Geschichtsverständnis, dass eine gemeinsame Geschichte (oder eines Bewusstseins solcher Geschichte) den Grundstein, ja eine *Conditio sine qua non* nationaler Identität bildete.

Wirkt dieses Konzept integrierend auch für die europäische Identität? Obwohl heute die strikt perennialistische Auffassung meist abgelehnt wird, ist auch die europäische Identität ohne eine historische Dimension kaum denkbar. Manche Autoren betonen, dass es ohne gemeinsame Geschichte keine europäische Identität geben wird. Leider gibt es aber bisher keine solche gesamteuropäische Geschichte, das heißt keine überall und allgemein akzeptierte europäische „Meistererzählung“. Die Frage, ob eine solche überhaupt konstruiert werden kann, beziehungsweise welche Wege zu einer wahrhaft europäischen Geschichte führen könnten, soll vorläufig offen bleiben.

Bisher bewegten sich unsere Überlegungen auf der Ebene der nationalen Eliten und ihrer Visionen und Absichten. Kein Konzept nationaler Geschichte (und natürlich auch kein Projekt nationaler Identität) konnte jedoch verwirklicht werden, sofern es keine gesellschaftliche Wirkung erreichte. In anderen Worten, erst durch die Perspektive „von unten“ kann die Wirkung der Geschichte als einer identitätsstiftenden Macht interpretiert werden. Aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts wissen wir, dass das nationale Geschichtsbild im Geschichtsbewusstsein der Massen rasch verankert wurde – natürlich in popularisierter, vereinfachter, oft vielleicht auch verzerrter Form. Die Instrumente, die Formen dieser Popularisierung sind in den letzten Jahrzehnten intensiv untersucht worden: Schulerziehung, Belletristik, Periodika, historische Malerei, national aktualisierte Jubiläen, Festtage etc. Wir haben natürlich heute keine Möglichkeit, durch soziologische Umfragen die tatsächliche Wirkung dieser Instrumente zu beurteilen und sind auf eine indirekte Methode angewiesen: Durch die Kenntnis der formierenden Faktoren versucht man, die historischen Vorstellungen der damaligen Bevölkerung zu rekonstruieren.

Dabei wird oft vergessen, dass man dabei noch innerhalb dessen, was ich vorläufig ohne exakte Definition Geschichtsbewusstsein nenne, differenzieren muss. Zwar kamen einerseits die Informationen, Einschätzungen, Empfehlungen von der obrigkeitlichen Seite (Staat, Kirche, Schule), aber sie trafen keinesfalls auf eine Tabula rasa, sondern sie fanden nur dann aufmerksame Zuhörer, wenn die Adressaten imstande waren, diese Informationen zu verstehen, zu verarbeiten, einzuordnen. Auch die *invented tradition* konnte nur dann erfolgreich wirken, wenn sie imstande war, auf gewisse vergangenheitsbezogene Vorkenntnisse und Emotionen anzuknüpfen beziehungsweise diese zu aktualisieren. Diese historische Erfah-

rung sollte auch bei der Beurteilung der Spannung zwischen nationaler und europäischer Identität in der Gegenwart angewandt werden. Erst nachdem die Perspektive von oben und von unten diskutiert wurden, kann der weitere Fragenkomplex erschlossen werden: Wie lebt die Vergangenheit in der Gedankenwelt der Gegenwart?

### **Erinnerungsorte oder Geschichtsbewusstsein?**

Manche Erkenntnisse hat für die Beantwortung dieser Frage die jüngste Erforschung der *nationalen Erinnerungsorte* gebracht. In ihnen wird die überlebende Vergangenheit auf gewisse Knoten beziehungsweise Scheidewege konzentriert, die quasi stellvertretend für die breiteren sozialen Zusammenhänge und Prozesse stehen. Dadurch wird die „überlebende“ Geschichte übersichtlicher, die Fragen können gezielt gestellt werden. Andererseits bleiben Zweifel, ob dieser sehr modisch gewordene Ansatz ein komplexes Bild aller Formen und Schichten der Vergangenheit im individuellen und kollektiven Gedächtnis erfasst. Ich vermute sogar, dass er es nicht erfassend kann – und vielleicht manchmal auch eine Absicht dabei. Obwohl sich nämlich die Bestimmung der Erinnerungsorte als deskriptiv deklariert, handelt es sich immer um eine mehr oder weniger subjektive, ja willkürliche Auswahl, die allzu oft auf eine normative beziehungsweise instrumentalisierte Konservierung des Geschichtsbilds zielt, insbesondere wenn man die gegenwärtigen Orte ins Auge fasst. Denn je mehr man die ausgewählten Erinnerungsorte „popularisiert“, desto mehr wird – auch unter den gebildeten Zeitgenossen – die Vorstellung verbreitet, dass gerade diese und nicht andere Gestalten, Perioden, Umwandlungen der Geschichte relevant sind. Dadurch entsteht die Gefahr taxonomischer Erfassung jener Elemente aus der Vergangenheit, die zur Erinnerung gehören.

Zu Missverständnissen und Missdeutungen trägt auch der Umstand bei, dass die klare Unterscheidungslinie fehlt – zwischen dem, was die Erinnerungsorte für die Menschen in der Vergangenheit bedeuteten, welche Rolle sie spielten, und dem, was sie für die heutige Gesellschaft bedeuten. Allerdings, schon die Beschreibung der alten Erinnerungsorte bedeutet zugleich ihre Revitalisierung für die Gegenwart. Die Gefahren der Manipulierung sind dabei nicht zu übersehen. Jene Segmente der Vergangenheit, welche der Autor als Instrument einer politischen, kulturellen, religiösen Formierung seiner Gegenwart für richtig hält, werden als Orte der

Erinnerung vorgestellt, und dadurch wird ihre Präsenz im kollektiven Geschichtsbewusstsein der Zeitgenossen verfestigt, während diejenigen Segmente, die dem ideologischen Konzept nicht entsprechen, in die Kategorie der Orte der Erinnerung nicht eingereiht und dadurch zur Vergessenheit verurteilt werden. Selbst die Tatsache, dass sich die Erforschung der Erinnerungsorte meistens im nationalen Raum und viel weniger im europäischen bewegt, ist symptomatisch.

Methodisch handelt es sich eigentlich um keine neue kulturelle beziehungsweise politische Aktualisierung: Die Menschen im Osten haben noch in guter Erinnerung jene Zeiten, wo man analogische selektive Orientierung in der Geschichte autoritär betrieb, natürlich in anderen Termini und unter anderer politischer Etikette. Es handelte sich um die Traditionen beziehungsweise fortschrittlichen Traditionen, die als tragende Säulen des Geschichtsbilds sakralisiert wurden. Der wesentliche Unterschied besteht natürlich darin, dass die heutigen Erinnerungsorte (noch) nicht staatlich vorgeschrieben sein können. Eine gewisse politisch bildende, erzieherische Absicht ist allerdings auch heute nicht übersehbar. Letzten Endes geschieht das meistens mit bester Absicht (Erziehung zur Toleranz, zu Bürgerpflichten, zum Europagedanken usw.), der nichts vorzuwerfen ist.

Es gibt eine allgemein angenommene Ansicht, dass die Vergangenheit nach jeder sozialen oder politischen Veränderung immer „neu geschrieben“, das heißt neu begriffen und interpretiert wird, wozu auch die Revision der Erinnerungsorte gehört. Wenn wir aber die Rolle der Vergangenheit in unserer Zeit vielseitig und möglichst ausgeglichen untersuchen möchten, sollten wir unsere Begrifflichkeit ausweiten und auf den Monopolspruch des Terminus „Erinnerungsort“ verzichten.

Die Suche nach Erinnerungsorten ähnelt nämlich einer Suche nach Rosinen im Teig der uferlosen Masse der Informationen, Kenntnisse, Vorstellungen, die aus der Vergangenheit und über sie in den Köpfen der Zeitgenossen bewahrt sind – manchmal bewusst, öfter jedoch unbewusst. Diese spontan entstehende, unbewältigte und unstrukturierte Zusammenballung, die sich natürlich permanent verändert, bezeichne ich als *Geschichtsbewusstsein*. In der spezifischen Anhäufung der Informationen, Einschätzungen und ihrer Kombination besitzt jedes Individuum sein spezifisches Geschichtsbewusstsein, aber einige (oder viele?) dieser individuell vorhandenen Informationen und Schätzungen sind sich ähnlich, können als ein kollektives Gedächtnis konstruiert werden und bilden so einen spezifischen Teil des Geschichtsbewusstseins. Dieses wird manchmal artikuliert

und verbalisiert, öfter aber bleibt es eine unreflektierte Grundlage für latente spätere Erinnerungen.

Das auf diese Weise charakterisierte Geschichtsbewusstsein polarisiert sich – metaphorisch gesagt – zwischen zwei ungleich frequentierten Extrempositionen, die gewissermaßen dem oben genannten Dualismus zwischen der Perspektive von oben und von unten entsprechen. Auf einer Seite befinden sich die kritisch überprüften Erkenntnisse der Wissenschaft, die allerdings – quantitativ gemessen – nur einen ganz geringen Anteil am Gesamtvolumen haben, auf der anderen Seite begegnen wir Mythen, die zwar konkrete Ereignisse und Personen vermitteln, aber weder zeitlich noch sachlich fest gebunden werden müssen. Zugleich enthalten sie oft positive oder negative Einschätzungen und Urteile in Stereotypen („groß“, „gut“, „böse“) – vor allem in Bezug auf die Geschichte der eigenen Nation und ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Zwischen dem wissenschaftlichen und mythologischen Pol oszillieren die meisten Komponenten des Geschichtsbewusstseins.

Vielleicht sollte man sich die innere Gestaltung des Geschichtsbewusstseins eher als eine Pyramide vorstellen, mit der schmalen Spitze der kritischen Wissenschaft und der immer breiteren Basis der immer ungenaueren und vageren Kenntnisse und Vorstellungen. Die tagtägliche Praxis im Umgang mit „normalen“ Mitbürgern und die soziologischen Umfragen deuten an, dass wir vielleicht noch eine Unteretage des Geschichtsbewusstseins, eine tiefer vergrabene Schicht in der gegenwärtigen Widerspiegelung der Vergangenheit, konstruieren beziehungsweise voraussetzen sollten. Sie könnte man als „Geschichtsunbewusstsein“ oder Geschichtslosigkeit bezeichnen. Natürlich gibt es keine totale Geschichtslosigkeit im vollem Sinn des Wortes, denn jeder Mensch – wenigstens seit dem Ende des Mittelalters – weiß, dass es eine Vergangenheit gab, er hat das Gefühl des Vergangenen, ohne es jedoch wahrzunehmen oder verbalisieren. Vielleicht könnte man den Terminus „historisches Unterbewusstsein“ benutzen? Damit wird die elementare Vorstellung gemeint, dass es alte Zeiten gab, also eine Vergangenheit, die aber keine konkrete chronologisch ausgedrückte Tiefe hat – und wenn sie Aufmerksamkeit erweckt, dann als eine in historische Kostüme gekleidete Fiktion. Natürlich werden immer und überall durch diese Schicht des Unbewussten gewisse sowohl sachlich richtige wie auch mythologische Elemente des Geschichtsbewusstseins konserviert.

## **Wege zur Konstruktion europäischer Erinnerungs-orte.**

Welche Bedeutung hat diese komplizierte Unterscheidung für das hier behandelte Problem nationaler und europäischer Identität? Die Ebene des Unbewussten ist insbesondere relevant für die heutige postmoderne Situation der immer stärkeren Orientierung auf „permanente Gegenwart“ und der sich vertiefenden Skepsis gegenüber den „Lehren“ aus der Geschichte. Schon aus diesem Grund sollte man bei den Überlegungen zur Beziehung zwischen Geschichte und Identität sorgfältig die unterschiedlichen Ebenen des Geschichtsbewusstseins berücksichtigen.

Wenn man die Ansicht akzeptiert, dass die Wahrnehmung gemeinsamer Schicksale identitätsstiftend wirkt, dann sollten wir in Betracht ziehen, dass es keine feste Regel gibt, wie eine solche Wahrnehmung entsteht. Man kann nicht damit rechnen, dass eine wissenschaftlich korrekte und vielleicht auch spannend erzählte Geschichte – sei es der Nation oder Europas – automatisch die entsprechende Identität stärken oder gar initiieren wird. Denn um als interessant und überzeugend wahrgenommen zu werden, muss jede Geschichte an gewisse Koordinaten in der Gedankenwelt der Bürger rekurrieren. Je stärker dieses Bewusstsein sich in dem Underground des „Geschichtslosen“ bewegt, desto schwieriger wird die Rolle des Historikers und seiner manchmal komplizierten, nuancierten Sicht. Und desto leichter dann die Rolle eines Erzählers der Fiktion, die sich an den attraktiven emotionalen und nebulösen Vorurteilen und Stereotypen orientiert. Aber auch ein Mythenerzähler kann mit keinem Erfolg dort rechnen, wo seine Erzählung auf keine Vorkenntnisse – auch wenn sie sehr mythologisch gefärbt wären – anzuknüpfen vermag. An dieser Stelle, in dieser Situation bekommt die Erforschung der Erinnerungsorte eine bedeutende Funktion: Sie testet das Gelände des „Geschichtslosen“, um festzustellen, wo es noch gewisse Relikte des Geschichtsbewusstseins gibt, an die man anknüpfen könnte.

Unter dieser Perspektive soll jetzt die Rolle der Geschichte (beziehungsweise des Geschichtsbewusstseins) bei der Formierung beziehungsweise Intensivierung nationaler und europäischer Identität hinterfragt werden. Es ist kein Zufall, dass die gegenwärtige Konjunktur der Erinnerungsorte überwiegend auf die nationale Geschichte orientiert ist. Kann man das als ein Zeichen verstehen, dass die Geschichtswissenschaft auch heute den

Dienst an der nationalen Identität über jenen an der europäischen stellt? Die Erzählungen nationaler Geschichte können natürlich viel leichter verstanden und eventuell auch akzeptiert werden, weil das Geschichtsbewusstsein des Einzelnen fast völlig auf die eigene Nationalgeschichte fixiert ist. Gilt dies auch für die Sphäre des Unbewussten?

Hier sollte man auf den Unterschied zwischen dem Historismus, der das Bewusstsein des 19. Jahrhunderts prägte, und dem heute immer stärkeren Zerfall der Vergangenheit, beziehungsweise Verfall deren Wahrnehmung abheben. Die nationale Identität, die quasi organisch mit dem Historismus verbunden war, ist vielleicht geschwächt, überlebt jedoch bis zum heutigen Tag als die zentrale Identität der allermeisten Europäer. Dies trifft sowohl für die historisch Gebildeten, deren Geschichtsbewusstsein sich dem wissenschaftlichen Pol nähert, als auch – und wahrscheinlich sogar viel mehr – für diejenigen zu, deren Beziehung zur Vergangenheit sich unter der Schwelle der Bewussten bewegt und die sich in ihrer Geschichtslosigkeit mit ziemlich einfachen nationalen Deutungen der Vergangenheit begnügen und durch sie national, ja unter Umständen auch nationalistisch mobilisierbar sind.

Die europäische Identität kann im Unterschied zur nationalen auf eine Kontinuität mit dem 19. Jahrhundert kaum verweisen. Damals war sie eine marginale, eher durch geographische als durch kulturelle oder politische Koordinaten bestimmte Identität. Daten aus der europäischen Geschichte waren nur in der Nähe des wissenschaftlichen Pols im Geschichtsbewusstsein vertreten – also sozial auf das Bewusstsein der Eliten begrenzt. Es gab nur ganz wenige Erinnerungsorte, die als „europäisch“ bezeichnet werden konnten, die jedoch meistens nicht im europäischen, sondern im nationalen Kontext erinnert waren: das Erbe des antiken Rom, die Kreuzzüge, die Entdeckung Amerikas, die Aufklärung, Napoleon, die Konstitutionalisierung. Auch hier also meistens (vielleicht mit Ausnahme der Entdeckungreisen) Themen und Ereignisse, die nur unter den Gebildeten als europäische thematisiert werden.

Obwohl wir keine systematische Untersuchung durchführen können, ist mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass Informationen zur europäischen, besser: zur nicht-nationalen Geschichte, selbst am mythologischen Pol des Geschichtsbewusstseins so gut wie völlig fehlten. Als im 20. Jahrhundert Versuche einer Europäisierung des Geschichtsbewusstseins starteten, konnten sie auf keine Vorkenntnisse der breiten Schichten der Bevölkerung in den meisten europäischen Regionen – und vor allem in

den alten Staatsnationen – anknüpfen. Die europäische Identität hatte keine Chance, sich auf ein gesamteuropäisch orientiertes Geschichtsbewusstsein zu stützen. Und mehr noch: Jedes Geschichtsbild setzte eine territoriale Perspektive voraus. Während die nationalen Geschichten sich an einer *mental map* des eigenen Territoriums stützten, ist eine europäische *mental map* kaum vorhanden. Bestenfalls ist es eine in Großregionen (Ost, West, Mittel, Nord etc.) zerstückelte Vorstellung des europäischen Territoriums. Die klare geographische Vorstellung des Abendlandes ist hier wohl die einzige Ausnahme.

Stellen wir uns jedoch vor, wir wollten im Interesse der Vertiefung und Verinnerlichung der europäischen Identität auch ein *europäisches Geschichtsbewusstsein* aufbauen. Es wäre zu überlegen, worauf sich unter den heutigen Bedingungen das Bewusstsein gemeinsamer Geschichte, die europäische Identität, stützen sollte – mit anderen Worten: Wo sollten die europäischen Erinnerungsorte lokalisiert werden. Wenn man davon ausgeht, dass ohne gewisse Grundkenntnisse kein europäisches Geschichtsbewusstsein entstehen kann, dann stellt sich die Frage, welche Möglichkeiten für die Implementierung der Kenntnisse europäischer Geschichte zur Verfügung stehen. Und da begegnen wir schon der ersten Schwierigkeit: Europa besteht aus einzelnen Nationen und deshalb sollte – sofern wir uns nicht auf die Geschichte der internationalen Beziehungen begrenzen wollen – eine Datenbasis europäischer Geschichte historische Ereignisse aller europäischer Staaten umfassen.

Das Faktensammeln zu jeder einzelnen Nationalgeschichte wird natürlich wiederholt Angaben gleicher Kategorie erbringen, und kein Einzelner kann ein solches Volumen der Informationen bewältigen. Es muss also strukturiert und selektiert werden.

Die Lage des Geschichtsbewusstseins ist dabei nicht überall gleich, denn die traditionelle Abschottung des Westens gegenüber dem Osten führte dazu, dass dort die Kenntnisse des „Ostens“ (manchmal inklusive Deutschland) und der Geschichte der dort lebenden Nationen sehr begrenzt sind. Andererseits sind im sogenannten Osten die Kenntnisse der (west)europäischen Geschichte durchschnittlich wesentlich umfangreicher, weil die europäische Geschichte traditionell schon im Gymnasium gepflegt wurde und auch heute noch wird. Mit einer gewissen Übertreibung könnte man behaupten, dass die europäische Geschichte im „Unterbewusstsein“ der heutigen „Osteuropäer“ stärker präsent ist als im Westen und dass deswegen die historischen Bedingungen für die Aneignung

einer europäischen Identität in Mittel- und Osteuropa günstiger sind. Dies ist jedoch eine vage Vermutung gleich aus zwei Gründen: Einerseits war Europa im Geschichtsbild des Osteuropäers als ein Gegenspieler gegen die eigene Nationalgeschichte vertreten. Natürlich hängt dies damit zusammen, dass für die Länder Westeuropas das Gebiet östlich des Rheins bis in das 18. Jahrhundert hinein nur von marginaler Bedeutung gewesen ist und infolgedessen auch im Geschichtsbewusstsein nur wenige Bezugspunkte zum Westen vorhanden sind, insbesondere wenn man sich auf die politische Geschichte begrenzt.

Andererseits ist für die Westeuropäer das Europabild und dementsprechend auch die europäische Identität durch das traditionelle Konzept des Abendlandes geprägt, dem im Osten – abgesehen von der Mitteleuropa-Ideologie – nichts entspricht. Für eine abendländisch-europäische Identität der Gebildeten liefert das Geschichtsbewusstsein in den zum Abendland gezählten Ländern vielleicht eine ausreichende Grundlage. Die historische Basis der europäischen Identität wie auch diese selbst ist also entlang der West-Ost-Achse stark unausgeglichen und wird wohl so auch noch eine lange Zeit bleiben.

Nichtsdestoweniger lohnt es sich, ein idealtypisches Konstrukt einer europäischen Geschichte zu skizzieren, die als ein wirksames Instrument einer ausgeglichenen europäischen Identität von Nutzen sein könnte. Nach welchen Kriterien sollte die Faktenauswahl für ein solches Konstrukt vorgenommen werden?

## **Utopisches Projekt eines europäischen Geschichtsbuches.**

Zwei Prinzipien dürfen wohl am Anfang der Überlegungen zum *europäischen Geschichtsbuch* stehen. Die Auswahl der Kriterien sollte erstens jene banale psychologische Beobachtung in Betracht ziehen, dass man sich nämlich mit einer so breiten und abstrakten Gemeinschaft, wie es Europa ist, nur dann identifizieren kann, wenn man in ihrer Geschichte ein deutlich erkennbares Stück von sich selbst findet. Das bedeutet, dass sich die Faktenauswahl weder nach dem Prinzip der Machtverhältnisse (Geschichte Europas als ein Konzert der Großmächte) noch nach dem Prinzip des Fortschrittsträgers (Geschichte Europas als Geschichte der am höchsten entwickelten, „zivilisierten“ Nationen) richten kann. Die Lösung darf je-

doch keinesfalls auf ein mechanisches Aneinanderreihen der einzelnen Nationalgeschichten hinauslaufen

Zweitens muss man bei der Datenauswahl die oben skizzierte Pyramide der inneren Schichtung des Geschichtsbewusstseins berücksichtigen und fragen, ob die Zusammenhänge und Prozesse, die der Historiker für wichtig hält, in den Augen der nicht spezialisierten Bürger als verständlich, interessant, relevant erscheinen werden. Diese Akzeptanzbereitschaft hängt wieder davon ab, inwiefern das neu konstruierte europäische Geschichtsbild als kompatibel mit dem jeweiligen nationalen Geschichtsbild wahrgenommen wird. Konkret heißt das, dass die im nationalen Geschichtsbewusstsein bestehenden Werte und Stereotypen nicht verletzt werden sollten.

Es sollte nicht schwer fallen, diese beiden Grundsätze zu respektieren. Schwieriger ist es zu bestimmen, welche konkreten historischen Prozesse und Ereignisse unter dieser zielführend ausgewählt werden sollen. Es gibt nämlich mehrere Alternativen, von denen einige schon getestet wurden.

Die Variante der europäischen Geschichte als einer Geschichte der internationalen Beziehungen ist schon öfter bearbeitet worden, wobei vor allem der erste der genannten Grundsätze – die Vertretung aller Nationen – fast immer unbeachtet blieb –, und das war wohl auch nicht anders möglich. Denn die meisten der heutigen Nationen waren bestenfalls Objekte, nicht aber Subjekte der internationalen Politik. Die einzige, wenigstens indirekte Einwirkung auf die europäische Identität besteht in der Warnung: Das Europa der ewigen blutigen Kriege muss überwunden werden. Als Gegensatz dazu werden der Friedensgedanke und die Toleranz als eine positive europäische Tradition hervorgehoben.

Solche didaktische Orientierung an europäischen Werten und ihrer Präsenz in einzelnen Regionen Europas ist durchaus legitim, vorausgesetzt es gelingt, einen Konsens darüber zu finden, was zu diesen Werten gehört. Bei dieser Suche liegt nämlich die Gefahr des unhistorischen Moralisierens: Die Gegenwartswerte würden dann in die Vergangenheit projiziert und als Richtlinien bei der Be- und Verurteilung historischer Handlungen angewandt. Dieser Gefahr könnte man vielleicht dadurch entgegenwirken, dass man nicht die abstrakten Werte, sondern die Traditionen (christliche, römische, reformatorische, tolerante etc.) und ihre Ausbreitung und Transformierung in unterschiedlichen Regionen Europas als zentrales Thema wählt.

Man findet auch Geschichten Europas, die konzipiert wurden als eine Parallele zur konstruktivistischen Auffassung der Nation als eines Produkts des nationalen Idee, des Nationalismus. Analog der Nationalgeschichte als einer Geschichte der nationalen Idee wurden interessante und materialreiche Versuche unternommen, die Geschichte Europas als eine Geschichte der europäischen Idee zu schildern. Der Mythos „Europa“ soll als Träger der Identität wirken. Um zu einer wirksamen Basis der europäischen Identität zu werden, dürfte jedoch diese Spielart der Europage-schichten nicht auf den westlichen Teil Europas beschränkt werden, sondern konsequent die Entfaltung der europäischen Idee in allen Ländern Europas berücksichtigen. Nur dann könnte nämlich eine gewisse Verknüpfung des gesamteuropäischen Horizonts mit der nationalen Identität erreicht werden.

Abschließend sei noch auf eine andere Variante der europäischen Geschichte in Vorschlag gebracht, die durch ihre Koppelung mit den Nationalgeschichten einen Rückhalt der europäischen Identität anbieten könnte. Dieses Konzept geht davon aus, dass unter die identitätsstiftenden Daten der europäischen Geschichte vor allem solche Faktoren, Elemente, Prozesse gezählt werden sollen, die für unseren Kontinent spezifisch sind, die also außerhalb Europas eine differente Rolle spielten oder kaum zu finden sind. Als Beispiele nenne ich das Erbe des römischen Rechts, die städtische Selbstverwaltung, Renaissance und Humanismus, ständische Vertretungen, die Revolution, kapitalistische Unternehmerformen, Industrialisierung, Menschenrechte, Konstitutionalismus. Die Bearbeitung sollte dann nicht nur diese Prozesse „an sich“ darstellen, sondern vor allem ihrer Akzeptanz in den einzelnen nationalen Gemeinschaften nachgehen. Dadurch könnte das interessierte Mitglied jeder europäischen Nation nicht nur die grundlegenden, konstitutiven Prozesse europäischer Geschichte kennen lernen, sondern auch den Weg zur Europäisierung seiner Nation verfolgen und die historischen Analogien mit Europa den eigenen nationalen Besonderheiten gegenüberstellen. In einem solchen Vorgang wären historischer Vergleich und Kulturtransfer zu einem effektiven Instrument historischer Erkenntnis miteinander verbunden. Obgleich diese Vision einfach klingt, wäre ihre Realisierung außerordentlich schwierig, da sie eine breite und sensible Auswahl von Daten aus der Geschichte aller europäischen Nationen voraussetzt – dies wäre nur durch engagierte Teamarbeit zu erreichen.

Eine vielleicht realistische Variante dieser Vision wäre ihre Begrenzung auf die historische Untersuchung der sich vertiefenden und intensivierenden wirtschaftlichen Verflechtung europäischer Märkte und Länder, angefangen mit dem mittelalterlichen Fernhandel und der Kolonisation über die Formierung des regelmäßigen Warenaustauschs in der frühen Neuzeit bis zur Ausbildung des europäischen und Weltmarkts. Es bleibt allerdings zu fragen, wie stark eine solche Geschichte identitätsstiftend wirken könnte.

## **Zugehörigkeitsbewusstsein durch Imagination ?**

Als Ausgangspunkt der Zusammenfassung sollten wir die Beziehung der nationalen und der europäischen Identität durch zwei weitere Koordinaten beleuchten. Das ist zunächst das Bewusstsein der Zugehörigkeit (engl. *belonging*). Verglichen mit der nationalen Identität drückt die Zugehörigkeit eine schwächere Variante der Einbindung des Einzelnen in die Gemeinschaft aus, weil sie weder mit emotionaler Belastung noch mit dem Imperativ des Dienstes beziehungsweise noch mit der Illusion der Ewigen Nation verbunden ist. Vielleicht könnte man drei Stufen der Intensität in den Beziehungen zwischen dem Individuum und der Großgruppe „Nation“ konstruieren: die einfache „wertneutrale“ Zugehörigkeit als erste Stufe, dann die emotional gefärbte Identifizierung mit der Nation und schließlich der Nationalismus als eine auf sich selbst bezogene, unkritische Liebe zur eigenen Nation, verbunden mit ihrer Überbewertung und eventuell auch mit aggressivem Verhalten gegenüber anderen Nationen. Die Übergänge zwischen den einzelnen Stufen sind fließend.

Diese Konstruktion ist nicht so eindeutig im Fall der europäischen Identität, die in mancher Hinsicht eher als eine bloße Zugehörigkeit scheint. Ob dies ein Dauerzustand ist oder ein Übergangsstadium auf dem Weg zur emotional belasteten und an Pflichten orientierten europäischen Identität, soll offen gelassen werden. Jedenfalls kann es für die nächste Zukunft als unwahrscheinlich gelten, dass eine auf Europa bezogene Variante des Nationalismus entstehen wird.

Die zweite Koordinate in Benedikt Andersons Konzept der *imagined community* also einer Gemeinschaft, deren Mitglieder fähig sind, sich vorzustellen, dass es diese Gemeinschaft gibt, obwohl sie sich untereinander nicht kennen und nie begegnen. Während dies für die moderne Nation

annehmbar ist, ist zu fragen, ob dies auch für Europa gilt. Sich Europa vorzustellen, scheint in unserer Zeit der obligatorischen Schulpflicht und der Medienherrschaft nicht schwer zu sein. Dies ist aber nicht ganz korrekt, weil im Schulbild Europas die einzelnen Nationalstaaten die Grundsteine bilden. Effektiv für die Kenntnis Europas ist jedoch die Reisewut der Europäer. Abgesehen von reinen Strandpilgern ist für die reisenden Individuen Europa vor allem eine Anhäufung von Museumsbesuchen (auch die alten Paläste und alte Straßen sind eine Art Museum). Der Konsum der europäischen Kulturwerte benötigt vor der Folie der modernen Kommunikationsmittel nicht einmal mehr das Reisen, sondern vollzieht sich in der virtuellen Welt der Digitalisierung.

Es besteht kein Zweifel, dass sich auf der theoretischen Ebene die nationale und europäische Identität gegenseitig ergänzen und manchmal sogar bereichern könnten. Auf der praktischen Ebene jedoch kann eine gewisse Spannung zwischen ihnen dort in Konflikte einmünden, wo die nationale Identität in ihre höhere Stufe gelangen würde, die ich als Nationalismus bezeichnet habe. Denn der aggressive und egoistische Nationalismus ist mit der europäischen Identität nicht kompatibel.

Bei aller Anerkennung der Kompatibilität beider Identitäten handelt es sich nicht um Konstrukte gleicher Art, und deswegen sollten abschließend die Unterschiede ihrer Dimensionen charakterisiert werden. Was den beiden gemeinsam ist, ist ihre kulturelle Dimension – also eine aus gemeinsamen Wurzeln und in starker wechselseitiger Wirkung wachsendes Erbe. Im Unterschied zur nationalen kann jedoch die europäische kulturelle Dimension nicht auf der sprachlichen Gemeinsamkeit bauen. Daher sind die primordialistischen Bindungen bei der nationalen Identität wesentlich stärker als bei der europäischen. Die Betonung der gemeinsamen Geschichte bleibt im europäischen Fall immer noch auf der Ebene der verbalen Postulate und unverwirklichten Träume und wartet – vielleicht vergeblich – auf eine Realisierung. Dem nationalen kollektiven Gedächtnis entspricht vorläufig kein europäisches, oder besser gesagt: Das europäische Gedächtnis ist zeitlich sehr kurz und umfasst nur die Nachkriegszeit, wird also auf den Ausbau der Europäischen Union reduziert. Die territoriale Dimension beider Identitäten steht sich andererseits ziemlich nahe, wenigstens unter den Gebildeten Europas. Die psychologische Dimension der europäischen Identität – im Sinn der emotionalen Bindungen und gegenseitiger Solidaritätsbereitschaft – lebt, ebenso wie die Vorstellung gemeinsamer Geschichte, immer noch eher verbal, weniger als Realität. Es

bleibt also die gemeinsame Wirtschaft und die politische Dimension der Identität, deren Bedeutung für die europäische Identität viel stärker ist als für die nationale.

Die Dimensionen der europäischen Identität sind also bei weitem nicht so vielfältig und nicht so wirksam wie jene der nationalen. Daher sind die beiden Identitäten zwar kompatibel, sie schließen sich also nicht aus, aber die eine kann durch die andere nicht ersetzt werden. Schon aus diesem Grund ist jede Befürchtung, dass sich die Nationen in einer einheitlichen „Nation Europa“ auflösen könnten, unreal und klingt eher wie ein demagogisches Argument der Gegner jeder Intensivierung der europäischen Identität beziehungsweise Integration.

## **I.1 Literaturhinweise**

1. Aleida ASSMANN, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungsorte und Geschichtspolitik*. München 2006.
2. Hugo DYSERINCK/Karl Ulrich SYDRAM (Hrsg.), *Europa und das nationale Selbstverständnis*. Bonn 1988.
3. Winfried Eberhardt LÜBKE/Christian LÜBKE (Hrsg.), *Die Vielfalt Europas. Identitäten und Räume*. Leipzig 2009.
4. Mikael MALMBORG/Bo STRATH (Hrsg.), *The Meaning of Europe. Variety and Contention within and among Nations*. Oxford 2002.
5. Bo STRATH (Hrsg.), *Europe and the Other and Europe as the Other*. Brüssel 2000.

Publikováno v: Pim den Boer et al.(ed.), *Europäische Erinnerungsorte 1.*, München 2012